

Aus Mangel an Beweisen.

Roman von Gabriele, Baronin von Schlippenbach.

(Herbert Rivulet).

(Nachdruck verboten.)

Die Geschworenen hatten den Gerichtssaal verlassen. In atemloser Spannung harrten die Anwesenden ihres Urteils.

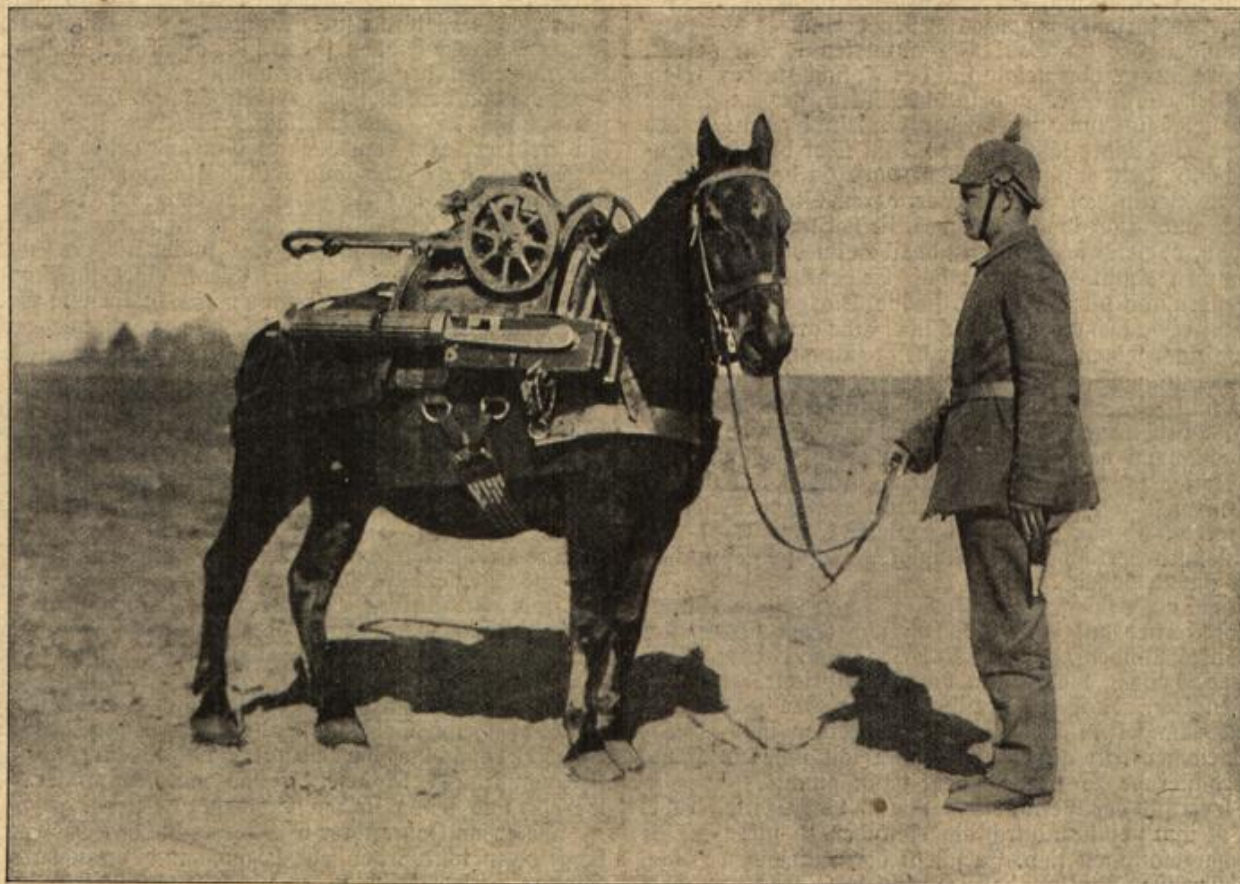
Der Angeklagte, Bernd von Stetten, saß wie gebrochen da. Er hatte den dunklen Kopf erhoben und blickte unverwandt durch eines der Fenster. Draußen wirbelten dicke Schneeflocken vorüber; die Menschen freuten sich dessen, sie sagten: „Dieses Jahr gibt's echtes Weihnachtswetter.“

Das schönste Fest des ganzen Jahres stand vor der Tür, und alle blickten ihm erwartungsvoll entgegen, nur der junge Mann

Augen sahen düster aus, und um den Mund, den ein schwarzer Schnurrbart bedeckte, lag ein gramvoller Schmerzenszug.

Der Sachverhalt war folgender:

Bernd Freiherr von Stetten war des Mordes an dem Waldhüter Franz Tschibulski angeklagt. Stetten war Volontär auf dem Gute des Grafen Sollenstien bei Posen. Man rühmte ihn allgemein als gewissenhaft und arbeitsam, aber er war wegen seines Jähzornes, der ihm schon in mehreren Fällen Unannehmlichkeiten zugezogen hatte, gefürchtet. Es war auch bekannt, daß es zwischen ihm und dem ihm unterstellten Waldhüter öfters zu heftigen Szenen gekommen war, denn Tschibulski war ein wüster Geißel, der seine Obliegenheiten nachlässig erfüllte. Er war ein Trinker, und man munkelte, daß er ein Wilddieb sei, der seine Jagdbeute heimlich verkaufte. Aber er trieb sein licht-



Pferd mit Maschinengewehr.

Man hat neuerdings den Transport der Maschinengewehre durch Pferde auch in der deutschen Armee eingeführt.

auf der Anklagebank nicht. Was hatte er mit dem Jubel der heiligen Weihnacht zu tun, er, der Angeklagte?

Es war eine schlanke, vornehm aussehende Erscheinung. Dunkles, reiches Haar lodte sich um den Kopf; seine braunen

scheues Gewerbe so schlau, daß man ihm nichts beweisen konnte. Stetten hatte in Gegenwart anderer dem Polen gedroht, ihn anzuzeigen, sobald er ihn ertappe.

Der Waldhüter antwortete grob, und es kam zu einem hef-

tigen Streift, der nur durch das Zugwischentreten der dabei gegenwärtigen Personen beigelegt wurde.

Am Abend des 20. Oktober war Franz Tschibulski im Walde des Rittergutes Grabniza, das dem Grafen Sollenstirn gehörte, und auf dem Bernd von Stetten Volontär war, unweit der Landstraße tot aufgefunden worden. Er war erstochen, und zwar mit dem Hirschfänger, den alle als den Stettens wieder-erkannten, war doch ein Monogramm mit der siebenzintigen Krone am Griff eingraviert. Um elf Uhr vormittags war der Pferdehändler Schmuhl, vom Gut kommend, über die nach Posen führende Landstraße gefahren. Er und sein Sohn sahen zwei Männer etwa fünfzig Schritt von der Straße im niederen Strauchwerk dicht beieinander stehen; sie sprachen laut und erregt miteinander. Schmuhl sagte zu seinem Sohn:

„Das ist ja der Baron und der Tschibulski; die haben es wieder miteinander. Na, der Kerl, der Waldblüter, treibt es auch zu frech mit der Wildbieberei; da hat er vorige Woche ein Reh nach Posen verkauft.“

„Ich hoffe, der Baron gibt ihm heute einen gehörigen Denksatz“, versetzte der halbwüchsige Bursche.

„Ist ein nobler Herr, ein seiner Herr — der Stetten“, lobte der Pferdehändler; „nur so mächtig jähzornig. Als ich neulich den Fuchs in Grabniza verkaufen wollte, da hat er gleich bemerkt, daß das Pferd einen Fehler hat. Na ja, er hat ja früher bei der Kavallerie gedient, ist Sachverständiger. Als ich den Fuchs in Grabniza anpries, hat der Stetten mit den dunklen Augen mich nur so angeblitzt, und auf der Stirn schwoll ihm die Zornesader, rein graulich sah er aus. Und angeschrien hat er mich, heruntergemacht, daß mir angst und bange wurde.“

Etwa dreihundert Schritt von der Leiche des Tschibulski fand man ein blutiges Taschentuch, das den Namen Stettens trug. Man verhaftete ihn. Er konnte sein Alibi nicht nachweisen. Erst am späten Nachmittage war er wieder in Grabniza eingetroffen, er sah ermüdet aus. Auf seinem Pelzrock befanden sich Blutspuren. Das alles erschien genug, um ihn zu verhaften. Zwei lange Monate im Gefängnis hatten die frischen Farben des jungen Gesichtes gebleicht, hatten frühzeitige Silberfäden durch das Haar des Mannes gezogen, hatten ihn um Jahre gealtert und jenen Schmerzenszug um den Mund gegraben, jenen traurigen Blick hervorgerufen, der denen eigen ist, die ein tiefes Leid erfahren, das fortan ihr ganzes Leben verdüstert.

Die Meinungen der im Saal Versammelten waren geteilt, aber der größere Prozentsatz neigte sich der Ansicht zu, daß Stetten unschuldig sei. Still ist es in dem überfüllten, großen Raum; leise flüsternd neigt sich hin und wieder ein Mund zum Ohr des Nachbarn. Der Angeklagte läßt jetzt den Blick über die Anwesenden gleiten, dann senkt er langsam den Kopf. Er denkt an seine Angehörigen in Berlin, an seine Mutter, deren Stolz und Liebling er ist. Sie glaubt an ihn, er weiß es, sie hat keinen Verdacht gegen den Sohn, obgleich seine von Kindheit an ausbrechende Heftigkeit ihr manchen Kummer bereitet hat. Er denkt auch an seine beiden Schwestern, an die energische, schöne Margarete, an den munteren, laun-erwachsenen Vassilich Hilbe. Eine große Sehnsucht überkommt ihn nach seinen Lieben. Er beißt sich auf die Lippen, um dem heiß herausquellenden Raß zu wehren, das ihm die Wimpern feuchten will. — Fest bleiben, männlich stillhalten, was auch kommen mag. Mit Würde tragen, was die nächste Stunde bringt.

Ein leises Raunen geht durch den Saal; die Geschworenen treten ein. Stetten erhebt sich. In seiner stattlichen Länge steht er da, sehr ernst und gefaßt. Ihm ist zumute wie dem Soldaten in der Schlacht. Wird ihn die Kugel treffen?

Das Urteil wird verkündet; der Angeklagte ist freigesprochen „aus Mangel an Beweisen“.

„Aus Mangel an Beweisen“, denkt Bernd von Stetten bitter. Muß das nicht ferner auf seinem Leben wie Frost liegen, der alle Freude, alles Blühen eilig zerstört? Er ist gezeichnet. Von nun an wird es heißen, wenn man von ihm spricht:

„Ach, wissen Sie, das ist der gewisse Stetten, der des Mordes angeklagt, aus Mangel an Beweisen freigesprochen ist.“

Sein Verteidiger tritt auf ihn zu und reicht ihm die Hand, sagt einige bedauernde Worte und geht dann hinaus.

Langsam leert sich der Gerichtssaal. Bernd von Stetten rührt sich nicht; es ist ihm peinlich, durch die Menschen zu schreiten, die aus Neugier hergekommen sind. Er scheut die mitleidigen Blicke, in denen zu lesen ist: „Gottlob, daß ich nicht in seiner Lage bin!“

Der Präsident des Gerichtshofes tritt auf Bernd zu. Er ist ein ehrwürdiger Greis, dessen freundliches Gesicht jedem Zutrauen einflößen muß. Jetzt richten die alten, milden Augen sich voll unendlicher Güte auf den jungen Mann, den er eine Weile sinnend betrachtet. Stetten merkt es nicht; den Kopf in den Händen vergraben, sitzt er regungslos da. Erst als der Greis ihm leicht die Rechte auf die Schulter legt, zuckt er zusammen und blickt empor.

„Mut, junger Freund“, sagt die leise Stimme des alten Mannes, „Sie sind frei und können gehen.“

„Frei!“ ruft Bernd und schnellt von seiner Bank auf, „ich bin unfrei, solange ich lebe.“

Er lacht bitter.

„Aus Mangel an Beweisen dem Zuchthaus entkommen! O, das ist ein Brandmal, das an mir haften bleibt. Es stößt mich aus der Gesellschaft anständiger Menschen; es wird mir folgen, wohin ich meine Schritte wende, es vernichtet jede frohe Hoffnung, jede Lebensfreude! Ich bin geächtet!“

Ein Ausdruck der Verzweiflung liegt auf seinen bleichen Zügen. Auf dem Antlitz des Präsidenten malt sich tiefes Mitleid.

„Wir konnten das Verdikt nicht anders fällen“, sagt er bedauernd. „Ich glaube an Ihre Unschuld, Herr Baron. Ich habe eine Bitte an Sie: Kommen Sie zu mir für die nächsten Tage. Sie sind der Erholung dringend bedürftig; ruhen Sie sich erst aus, ehe Sie die Gegend verlassen.“

„Nein, nein“, entgegnet Bernd gedrückt, „ich danke Ihnen, Herr Präsident, aber ich kann Ihr gütiges Anerbieten nicht annehmen, ich muß allein sein mit meiner Schande!“

Stetten fühlt noch den warmen Druck der weißen Finger; regungslos liegt seine kalte Hand in der des Präsidenten. Dann verläßt auch er den Gerichtssaal, wo ihm sein Urteil verkündet worden ist.

Draußen hat der Schnee aufgehört zu fallen; maßloses Weiß bedeckt die Straßen und Häuser der Stadt. Bernd sieht, daß die Sonne fröhlich herniederlacht; es tut ihm weh. Besser ein grauer Regentag, das paßt zu seiner düsteren Stimmung, die kein Lichtstrahl erhellt. Er muß fortan im Dunklen weiterleben, das sagt er sich immer wieder.

Einige der vorher im Saal Anwesenden stehen noch vor der Tür des Gebäudes. Es sind Bekannte von ihm. Sie wollen auf ihn zutreten, ihm die Hand reichen, dem armen Kerl. Er wehrt ihnen ungeduldig ab.

„Laßt mich!“

Dann geht er durch die Straßen wie ein Trunkener. Er hat keinen anderen Wunsch als den, sich irgendwo zu vertriehen, sich hinzulegen wie ein weidwundes Wild, das die tödliche Kugel traf, und das allein verenden möchte. Nun hat er das Freie erreicht, die Stadt liegt weit hinter ihm. Er wandert mechanisch weiter, ohne Ziel, nur fort, fort! Es hat abermals angefangen zu schneien. Große Floden fallen still zur Erde, sie kühlen seine heiße Stirn. Er hat den Hut abgenommen, sein dunkles Haar ist wie bedeckt von dem weichen, reinen Schnee. Ein weites Feld dehnt sich vor ihm aus, und ein kleines Wäldchen liegt dahinter. Dort hin strebt er. Am Rande eines Grabens bricht er zusammen.

Dichter und dichter taumeln die Floden zur Erde. Sie bedecken auch den, der, das Herz voll Verzweiflung, regungslos daliegt.

Wie lange Bernd in seiner apathischen, trostlosen Seelenstimmung so gelegen, er wußte es später nicht; es mußten Stunden darüber vergangen sein. Gleich einer wohlthätigen Betäubung war es über ihn gekommen und hatte sein Leid für kurze Zeit eingelullt. Es war dunkel, als er sich wie zerschlagen erhob. Er schüttelte den Schnee ab und taumelte zur Stadt zurück.

„Wohin?“ fragte er sich immer wieder.

Und da tauchte ein liebes, altes Gesicht unter dem Witwenhäubchen vor ihm auf, zwei sanfte Augen blickten ihn voll unendlicher Liebe an, und eine weiche Stimme sagte:

„Komm zu mir, mein armes Kind, komm zu deiner Mutter!“

„Ja“, dachte Bernd, „ich will heim — heim zu meiner Mutter!“

Die Freiherren von Stetten gehörten einer alten Familie an, die aus Mecklenburg stammte. Einst weitverbreitet, zählten sie jetzt nur noch wenige Mitglieder in Mecklenburg.

Der ältere Sohn, Wilhelm, besaß das schöne, große Majorat Buchensfelde, das nur drei Bahnstationen entfernt von Schwerin lag. Er war jung verwitwet, und von seinen vier Kindern lebte nur noch sein zwanzigjähriger, kränklicher Sohn Ernst.

Der zweite Sohn des alten Herrn auf Buchensfelde hieß Albert. Er schlug die Beamtenkarriere ein und heiratete ein liebenswürdiges Mädchen, Frida von Brömmeler. Das waren Bernd und seiner beiden Schwestern Eltern.

Die ersten Jahre ihrer Ehe verbrachte das Ehepaar in Königsberg, dann wurde der sehr begabte und brauchbare Albert von Stetten nach Berlin zu einem höheren Posten berufen. Von Stufe zu Stufe stieg er empor und kam zu Ansehen und Ehren. Sie machten ein großes Haus, bewohnten im Tiergartenviertel eine schöne Villa, hielten Pferde und Wagen und gehörten ihrer Geburt und ihrer Stellung nach zur ersten Gesellschaft der Residenz. Sie besaßen drei Kinder. Bernd war der Älteste, ein bildhübscher, frischer Junge, des Vaters Ebenbild. Leider zeigte sich schon frühzeitig bei ihm die Anlage zur Heftigkeit, die leicht

in Jähzorn ausartete. Alle Straßen und alle Erziehung vermochten nicht, diese hässliche Eigenschaft bei dem sonst gut gearteten Knaben auszumerzen. Nach vier Jahren wurde Margarete geboren, ein allerliebste kleines Mädchen, das den Eltern viel Freude machte. Erst sechs Jahre später erblickte die zweite Tochter das Licht der Welt. Sie erhielt den Namen Hildegard, nach der frühverstorbenen Schwester der Brüder Wilhelm und Albert von Stetten, und in ihrer lichtblonden Lieblichkeit versprach sie, einst der Tante zu gleichen.

So beschäftigt Stetten in seinem Amt war, so fand er doch Zeit, sich seiner Familie zu widmen. Ein Abend in der Woche gehörte ihnen immer; dann war er am glücklichsten. Im bequemen Hausrock, mit der langen Pfeife, die er gern daheim rauchte, bildete er den Mittelpunkt des traulichen Kreises. Der Kamin im Wohnzimmer verbreitete Licht und Wärme. Seine geliebte Frau saß mit einer Handarbeit neben ihm, die drei blühenden Kinder umringten fröhlich plaudernd die Eltern, und ein Lieblingsgericht stand auf dem Abendtisch.

„Kinder,“ sagte Stetten, „solche Stunden sind mir die liebsten.“

Die Mutter nickte. Gern hätte sie es gesehen, wenn sie öfter gekommen wären, aber das hohe Gehalt ihres Mannes war ja zum Repräsentieren im Leben nötig. Das Vermögen des Ehepaars war in einer Bank deponiert; die Zinsen allein hätten nicht zum Auskommen genügt.

Als die Kinder heranwuchsen, mehrten sich die Ausgaben. Bernd war Offizier im Infanterieregiment in Saarbrücken; er bekam eine ansehnliche Zulage. Solid und strebsam angelegt, machte er wenig Schulden. Er wäre lieber Landwirt geworden, seine Neigung zog ihn zu diesem Beruf, aber sein Vater wünschte, ihn dieselbe schmutzige Uniform tragen zu sehen, die auch er als junger Mann einst gehabt.

„Erst einige Jahre strammen Dienst,“ sagte Stetten zum Sohn, „das Weitere findet sich. Nur hüte dich vor deiner Heftigkeit, mein Junge.“

Trotz dieser väterlichen Ermahnung war es doch einige Male für Bernd zu unliebsamen Dingen gekommen; er hieß im Regiment nur das „Wildfeuer“.

Margarete wurde nach beendeter Schulzeit in die Schweiz geschickt, um das Französische zu erlernen; eine Engländerin, die mehrere Jahre im Elternhause lebte, hatte das junge Mädchen bereits in ihrer Muttersprache unterwiesen. Auch ihre hervorragende Begabung für Mathematik sollte in Genf ausgebildet werden, denn Stettens waren der vernünftigen Ansicht, daß sie ihre Kinder nach ihren Fähigkeiten ausbilden lassen mußten, um sie vielleicht im späteren Leben auf eigene Füße zu stellen.

Nur die kleine Hilbe blieb daheim als Augapfel von Vater und Mutter. Die vermehrten Ausgaben mußten durch ein Angreifen des Kapitals gedeckt werden, doch meinten die Gatten, daß es so richtig sei, und daß einst die augenblicklichen Kosten gute Zinsen tragen sollten.

Frau von Stetten waltete still und gewissenhaft im Hause. Sie überwachte alles, war praktisch und sparsam, ohne dabei kleinlich zu werden.

Welche Freude war es, wenn Bernd und Margarete heimkehrten! Wie jubelte Klein-Hilbchen über den Bruder in der schmutzigen Uniform, wie umarmte sie ihn immer wieder, wie hing sie sich an der großen Schwester Arm.

„Du bist so groß und schön geworden,“ sagte das Kind, „ich bleibe ein Liliput.“

„Du bleibst unser Sonnenstrahl“, versetzte Margarete zärtlich.

Nun ging es in die Sommerfrische nach Zingst an der Ostsee oder nach Dievenow. Auch der Vater hatte dann gewöhnlich Ferien; und die Seeluft tat allen wohl, stärkte die Nerven und brachte ihnen Erholung und neue Lebenslust.

So vergingen mehrere Jahre ungetrübt. — Dann kam der Schicksalsschlag, trübe Stunden, die wohl keinem erspart bleiben. Stetten fing an zu tränkeln, ein altes Magenleiden trat auf. Er ging nach Karlsbad zur Kur; danach schien es besser zu werden.

Margarete hatte sich mit einem jungen Leutnant verlobt. Hans von Streblin hatte sie in Zoppot kennen gelernt, wo er bei Verwandten seinen Urlaub verbrachte. Er war vermögenslos, aber der zärtliche Vater versprach Margarete und Hans das Kommissvermögen zu geben. Um höhere Prozente zu erzielen, legte Stetten das Vermögen in einer anderen Bank an, die auf soliden Füßen zu stehen schien.

Das Brautpaar schwamm in Seligkeit. Die sonst etwas kalte, zurückhaltende Margarete war wie verwandelt, wenn ihr statlicher Verlobter sie an sich zog und ihr leise Liebesworte sagte, wenn sein Arm sie so fest umfassen hielt und er den blonden Kopf zu ihr neigte.

„Wir hätten eine bessere Partie für Margarete erwarten können,“ sagte Stetten zu seiner Frau am Abend des Verlobungs-

tages, „aber ich bin der Ansicht, daß sich die Liebe nicht unterdrücken läßt, und ich will mein Kind glücklich sehen.“

Als Streblin bei dem Vater des jungen Mädchens um dessen Hand anhielt, hatte er gesagt, daß er einen alten Onkel im Rheinlande besäße, dessen Erbe er sei. Dieser Onkel kränkelte viel und war über sechzig Jahre alt. Unangenehm berührte es den feinsühligen Stetten, daß der Bewerber seiner Tochter diese Äußerung tat.

„Rechnen Sie nicht auf den Tod,“ sagte Margaretens Vater schroff zu dem Verblüfften, „aus eigener Kraft soll sich der Mann den häuslichen Herd gründen; streben Sie voranzukommen in Ihrem Beruf.“

„Ich werde bald Oberleutnant“, entgegnete Streblin.

„Vorher gebe ich meine Einwilligung zur Heirat auch nicht“, lautete Stettens energische Antwort.

Nun wurden die Verlobungsanzeigen gedruckt und die üblichen Visiten gemacht und empfangen.

Streblin stand bei einem Infanterieregiment in der Provinz. Seine schlichte Uniform stand gegen die Bernds ab.

Es betrückte Margarete, daß vom ersten Tage an keine Sympathie zwischen den beiden jungen Leuten herrschte.

Einmal gerieten sie über militärische Fragen in Streit. Jäh flammte die Hornesader auf Bernd's Stirn empor, und er wollte loswettern.

Eine Hand legte sich beschwichtigend auf dessen Arm.

„Bernd!“ sagte die Mutter so leise, daß nur er es hörte.

Er bezwang sich und ging hinaus.

Seitdem wollte es zu keiner rechten Harmonie mehr zwischen den beiden Leutnants kommen.

Es dauerte über ein Jahr, ehe Hans von Streblin Oberleutnant wurde. Ab und zu konnte er nach Berlin kommen. Der Dienst war stramm, und die Ungeduld des Bräutigams mußte sich der Pflicht fügen. Margarete liebte ihren Verlobten mit jener ersten, schwärmerischen Liebe eines Mädchenherzens, das alles glaubt, alles hofft und sich selbst vergißt. Auch Hans war rasend in seinen holden Schatz verliebt. Das sagte er sich oft, ohne zu bedenken, wie weit wahre Liebe von jener Verliebtheit entfernt ist, die er tatsächlich fühlte. Ach! und dieses langweilige Warten! Warum mußte auch der „Alte“ so eigensinnig sein und seine Beförderung zur höheren Charge verlangen?

Einmal äußerte er dies ungehalten gegen Margarete. Sie wies ihn zurecht, und sie schieden kühl voneinander — bis zum nächsten Tage. Da kam er wieder, und sie schlossen Frieden mit zärtlichen Küssen und Worten.

Unterdessen hatte sich der Gesundheitszustand Baron Stettens sehr verschlechtert; er sah gelb und verfallen aus. Seine Frau sorgte sich um ihn, sie verdoppelte ihre Pflege. Oft ruhten ihre Augen kummervoll auf der frühzeitig gebeugten Gestalt des geliebten Mannes, der im Anfang der Fünfziger wie ein Greis ausah, mit dem gelichteten, weißen Haar und dem abgemagerten Gesicht. Es fiel ihm schwer, sein Amt zu versehen, aber er konnte es nicht niederlegen, es hieß weiter auf dem Posten stehen.

Da kam der Schlag, der das ganze Leben der Familie umgestalten sollte. Die Bank, der Stetten den größten Teil seines Vermögens anvertraut hatte, fallierte; nur ein geringer Rest wurde den Gläubigern ausgezahlt. Stetten war wie vernichtet. Er wankte totenbleich in das Zimmer zu seiner Frau und brach zusammen. Sie bettete ihn mit Bernd's Hilfe, der zum Glück auf Urlaub war, auf das Ruhebett. Erst stoßweise, abgebrochen kam das Traurige zutage. Sie waren entsetzt von dem, was sie hörten, aber sie zeigten es ihm nicht. Sie baten ihn, sich zu beruhigen und redeten ihm liebevoll zu.

Stetten lächelte trübe, er über sah die Folgen.

Bernd mußte aus dem Regiment treten. Es fiel ihm doch sehr schwer, die Uniform auszuziehen, die liebgewonnenen Kameraden zu verlassen, aber er behielt das für sich. Er beschloß, Volontär der Forst- und Landwirtschaft zu werden.

Als er es dem Vater sagte, nickte dieser traurig mit dem Kopfe.

„Ja, ja, mein Junge, dir bleibt nichts anderes übrig“, murmelten die blassen Lippen des alten Mannes, der seit Tagen zu Hause blieb und seinen Dienst nicht mehr versehen konnte aus großer Schwäche.

So ging denn Bernd als Volontär nach Grubnika, dem Gute des Grafen Sollensthn. Er hoffte, sich mit Lust und Liebe an der Sache rasch einzuarbeiten; hatte er doch immer Neigung zur Landwirtschaft gehabt.

Und Margarete? Eben hatte Hans von Streblin ihr geschrieben, daß er Oberleutnant geworden und ihrer Vermählung nichts mehr im Wege stände.

Nichts? — Wo sollte nun das Kommissvermögen herkommen?

Unmittelbar nach seinem Brief erschien Streblin. Als er von dem Bankbruch erfuhr, wurde er bleich und saß wie vernichtet da.

„Ich habe dich freigelegt“, sagte Margarete, selbstbar ruhig, obgleich ihr Herz heftig pochte. „Hier der Ring, den du mir in jener Stunde gabst.“

Er nahm ihn nicht, er starrte sie fassungslos an. Noch nie war sie ihm so begehrenswert erschienen wie jetzt mit diesem bleichen, edlen Gesicht, in dem die dunklen Augen so traurig unter Tränen blinnten. Es wallte heiß in ihm auf. Er zog sie leidenschaftlich an sich und bedeckte ihr Haar, ihre Augen und Lippen mit Küssen.

„O, Hans, Hans, Lieber, laß mich“, flehte sie zitternd.

„Ich lasse dich nicht“, flüsternte seine Stimme, „ich nehme den Ring nicht zurück! Wir sind jung, wir können warten!“

„Könntest du dich nicht nach einer Privatskelle oder sonst nach einem Erwerb umsehen?“ sagte Margarete.

„Ja, das könnte ich“, entgegnete er zögernd, „aber ich denke, wir werden bald in der Lage sein, zu heiraten, mein alter Dufel ist neuerdings so krank, daß —“

Sie preßte die Hand auf seinen Mund. Dieses Spetulieren auf den Tod verletzete sie immer peinlich.

„O, still davon“, flehte sie, „ich mag es nicht hören.“

Piotr Muehin hatte sich vom Boden begeben lassen, ihr Antlitz zu gewahren. Und ob sie nun wirklich eine Hege war, wie die anderen sagten, ob nicht —, sie hatte wahrhaftig die Mutter so weit gesund gemacht. Überhaupt, fast alle, die ihr gehorcht hatten, waren am Leben geblieben; nur ein paar alten Leuten hatte sie nicht mehr helfen können —, aber die wären wahrscheinlich auch ohne sie gestorben. — — —

Nun strahlte die Frühlingssonne warm vom tiefblauen Himmel herab, und trieb die letzten Spuren von Frost aus der Erde. Die Lerchen flogen, und emsig trieb Piotr, die Pflugchar in die schwarze Aenne drückend, Jomuschka an, und zog Furchen um Furchen. Hinter ihm drein marschierten, ausgerichtet wie eine Reihe Soldaten, die Krähen, und pickten die Engerlinge auf, die die Pflugchar aufwarf. — Gelobt seien die Heiligen, nun war alles überstanden! Saatkorn hatten die Herren aus Moskau auch geschickt, schönes Saatkorn! Heute wurde Piotr fertig mit dem Pflügen; morgen ging es ans Säen. Und der Himmel würde dieses Jahr ein Gutes haben und eine gute Ernte senden nach den zwei Jahren Mißwachs! Sie alle würden reichlich zu



Im Quartier. Von Fr. van der Venne.

Sie eilte aus dem Zimmer. In diesem Augenblick konnte sie ihn nicht sehen; ihre vornehm denkende Natur sträubte sich gegen seine Worte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Soldat.

Von Alfred Mayer-Eckhardt. (Nachdruck verboten.)

In böser Winter war das gewesen; ein wahres Wunder, daß sie alle vier ihn überstanden hatten: Piotr, sein Weib Marfa, seine alte Mutter, die die ganze Zeit über hatte auf dem Ofen liegen müssen, und Jomuschka, das Pferdchen.

Nicht alle im Dorfe waren so gut davongekommen —, o nein. Der Hunger hatte zu schrecklich gewüthet. Als man schließlich das Brot aus Baumrinde buk, hatte die schlimme Krankheit Einzug gehalten und das halbe Dorf weggerafft.

Als die Not aufs höchste gestiegen war, kamen zum Glück die Herren aus Moskau und brachten Korn, daß man wieder richtiges Brot backen konnte. Auch eine Frau war mit ihnen gekommen, eine Ärztin. Die hatte zuerst niemand aufnehmen wollen, weil Katja, die alte Dorfhege, gesagt hatte, die wolle die Kranken vergiften, damit weniger Esser im Dorfe seien. Und keiner hatte ihre Arzneien nehmen wollen; wären sie nicht alle zu elend gewesen, sie hätten sie mit Gewalt vertrieben.

essen haben; die Steuerrückstände würden bezahlt werden; Jomuschka würde wieder rund und sein Fell glatt und glänzend werden, und die Mutter wieder ganz gesund —, sie humpelte ja schon wieder ganz vergnüglich an ihrem Stod!

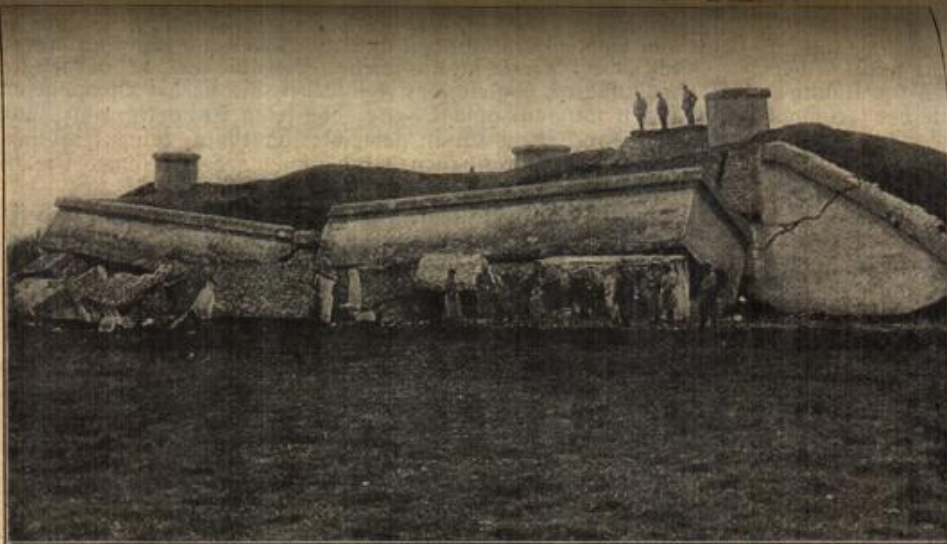
Am Ende des Aders angekommen, hob Piotr den Pflug aus der Erde, drehte ihn um und setzte sich auf den Sterz. Er mußte Jomuschka eine Weile ruhen lassen; das Pferd war nicht mehr so kräftig wie früher. Auch verspürte er Hunger, und zog das Stüd Brot aus der Tasche, das Marfa ihm mitgegeben hatte. Bedächtig — langsam, nach Bauernart, fing er an zu kauen. Da hörte er sich beim Namen rufen.

Es war sein Weib, das über den Sturzacker auf ihn zuschritt. „Piotr, der Polizeidiener war da — du sollst zum Gemeindevorsteher kommen.“

„Zum Gemeindevorsteher? Was will er denn? Jetzt kann doch keiner die Steuern zahlen, das weiß er doch —!“

„Ich weiß nicht, was er will, — geh' nur gleich! Ich will derweile weiter pflügen.“

Müthig machte Piotr sich auf den Weg. Der Gemeindevorsteher —, was mochte er wollen? Sicher nichts Gutes. Es war Piotr, als ob ihm Unheil drohe. Seine ganze Hoffnungslosigkeit, die die warme Sonne und der leuchtend-blaue Himmel gewedt hatten, war wie weggeblasen.



Nach der Einnahme von Libau: Befestigungswerke, die von den Russen vor der Übergabe der Stadt gesprengt wurden.



Antonio Salandra,
der italienische Ministerpräsident.



Die südlichste österr. Stadt in Tirol: Torbole am Gardasee, ein beliebter deutscher Erholungsort.



Admiral Hans,
der Chef der österreich.-ungarischen Flotte.



M. Sonnino,
der italienische Minister des Aushern.



Schweineeschlachten in einer deutschen Feldküche.
(Photogr. Leipziger Presse-Büro.)

„Als er zum Gemeindevorsteher kam, traf er dort den Jovan, den Florar, den Steipan —, fast alle männlichen Dorfbewohner. „Gut, daß du da bist, Pjotr,“ redete der Dorfgewaltige ihn an, — „und ihr andern alle. Ich habe hier etwas für euch. Übermorgen müßt ihr zur Kreisstadt, ihr seid einberufen zur Übung!“

„Zur Übung! Aber Väterchen —, was soll aus der Frühlingsarbeit werden? Unsere Äder müssen bestellt werden —, die Weiber können das nicht!“ riefen sie alle durcheinander.

„Kann's nicht ändern — Befehl ist Befehl! Die zurückbleiben müssen aushelfen, so gut es geht. Am Ende —, vier Wochen sind keine Ewigkeit!“

Ein harter Schlag, aber was war zu machen? Man mußte sich fügen. —

Die vier Wochen waren um, die vier langen Wochen, in denen Pjotr, anstatt seinen Ader zu bestellen, die Flinte hatte tragen müssen. Aber er kam nicht nach Hause. Er nicht, noch die andern.

Sie waren auf die Eisenbahn verladen worden, und zwei Tage lang gefahren. Zum Divisionsexerzieren, wie es hieß.

Nach vierzehn Tagen ging's wiederum auf die Eisenbahn. Aber nicht, wie sie gehofft hatten, heimwärts.

„In Polen ist Aufstand“, hatte der Herr General gesagt. „Wir müssen hin, die Hunde zur Ruhe zu bringen.“

In der Tat, die Hunde! Mühten sie gerade jetzt sich gegen Väterchen Jar auflehnen, jetzt, wo daheim auf dem Felde alle Arme gebraucht wurden, und Marja mit der alten Mutter ganz allein war? Eigentlich fanden sie gar keine Anruhen vor. „Ja, wenn wir nicht da wären —“, hieß es wieder.

So vergingen abermals Wochen unter ständigem Exerzieren, Wachdienst üben und Schießen. Dann saß man wieder auf der Eisenbahn. Nach langer Fahrt wurde einige Tage hindurch marschiert. Wo er war, wußte Pjotr nicht; aber es mußte wohl weit von Hause sein. Land und Leute sahen ganz anders aus und sprachen anders.

Eines Morgens beim Appell bekam jeder Soldat eine Blechmarke, die er um den Hals hängen mußte. Dann wurden in Leinwandfäcken eingenähte scharfe Patronen ausgegeben. Viel mehr Patronen, als man zum Gefechtschießen sonst erhielt. Und der Herr General ritt vor die Front und hielt eine Rede.

„Brüder,“ sprach er — sonst sagte er immer „Leute“ oder „Soldaten“, oder wenn er ärgerlich war und schimpfte, „Hundejöhne“ —, „Brüder! Die Deutschen haben uns den Krieg erklärt! Wir müssen sie schlagen —, Väterchen Jar hat's befohlen! Wir werden sie schlagen! Wir alle werden unsere Pflicht tun und siegen oder sterben! Und nun, mit Gott vorwärts, Kinder!“

Und weiter marschierte man, immer vorwärts. Vorbei an verbrannten Dörfern, verwüsteten Ädern, auf denen Vieh sich herrenlos herumtrieb.

„Das haben die Deutschen getan!“ meinte einer in der Kolonne. „Dummkopf!“ entgegnete ein anderer, „die Deutschen waren ja noch gar nicht hier —, unsere Kosaken!“

Aber ohne Aufenthalt ging's vorwärts.

Die Landstraße war dicht gedrängt voller Truppen. Infanterie, Reiter, Artillerie, Munitions- und Proviantkolonnen. Schon begegneten ihnen lange Züge von Wagen, auf denen Verwundete lagen. Man hörte rollenden Geschützdonner — dumpf, wie ein fernes Gewitter. Vorwärts — immer vorwärts —

Jetzt lag Pjotr mit vielen hundert anderen in einem langen Schützengraben und hörte die Kugeln über sich hinpfeifen. Jeder hatte einen großen Haufen Patronenrahmen vor sich liegen, und alle schossen nach der Richtung hin, wo der Feind liegen sollte. Zu sehen war nichts von ihm. Aber von Zeit zu Zeit schien es, als ob das Knattern seiner Gewehre näher käme.

In weiße Rauchwolken eingehüllt, sausten Granaten durch die Luft. Sie trafen nicht, der Feind schoß zu weit.

„Achtung! Schnellfeuer!“ rief der Zugführer. Pjotr sah, wie, noch viele hundert Meter entfernt, grau gekleidete Soldaten auf seinen Schützengraben zuliefen. Das also waren die Deutschen. Er tat sein Bestes, und schoß unaufhörlich —, freilich, genau zielen konnte er nicht in der Eile. Gleich darauf waren die feindlichen Soldaten nicht mehr zu sehen. Aber an den dichter einschlagenden Geschossen merkte man, daß sie schon näher waren.

Der Patronenvorrat schmolz allmählich zusammen. Zeit, daß die Munitionskolonne kam. Wo blieb sie nur? Wiederum tat der Feind einen Sprung nach vorn —

Mit höllischem Krach platzte ein Schrapnell über dem Schützengraben. Unwillkürlich hatte Pjotr den Kopf in den Sand gesteckt. Als er wieder aufsaß, lagen viele Kameraden im Blut.

Es fiel ihm auf, daß die Pfeife des Zugführers nicht mehr erklang. Er blickte um sich und wurde gewahr, daß der Hauptmann und der Leutnant seines Zuges gefallen waren.

Der Tod heulte, pfiß und sauste rings um ihn her. Pjotr schloß die Augen. Er dachte an jenen lichten Frühlingsmorgen,

an dem er zum letztenmal geistig war. An Marja, an die Mutter an Jomischka dachte er, den treuen Arbeitsgefährten. Ob Marja mit ihm wohl zurückkommen und das Feld instandhalten konnte? Ach, er würde sie ja nie wiedersehen, die Lieben! Er fühlte es, er wußte es, obgleich der Feldwebel, als sie die Blechmarken umhängen mußten, gesagt hatte, das seien Amulette, am Bilde der Gottesmutter in Kasan geweiht, da könne keine feindliche Kugel ihnen etwas anhaben. Und nun lag der Feldwebel selbst da —, seine zehn Schritte von ihm!

Er würde den Deutschen lebend in die Hände fallen, und sie würden ihm die Augen ausstechen und die Haut abziehen; auch das hatte der Feldwebel gesagt, und das war sicher wahr —, wenn auch der Lieferant nicht die richtigen Amulette geliefert hatte, und nun alle die Kameraden verbluten mußten! Gewiß, nur daran lag es —

Mit einem Male wurde das feindliche Feuer stärker. Förmlich überschüttet wurden sie mit Blei, und die Geschütze spien Granaten aus über Granaten —, die ganze Hölle schien losgelassen. Dann sah Pjotr die Deutschen, als ob sie plötzlich aus der Erde gewachsen wären, kaum hundert Schritte weit heranlaufen; ihr „Hurra“ scholl dröhnend durch den Schlachtlärm. Schnell stopfte er den letzten Patronenrahmen in die Gewehrkammer und schoß. Noch hörte er das Signal „Seitengewehr aufpflanzen!“ — dann fühlte er einen heftigen Schlag wider die Stirn, und seine Sinne schwanden —

Die Sterne standen am Himmel, als Pjotr aufwachte, und es war dunkel. Er wollte sich aufrichten, lag aber wie gefesselt. Dumpfen Schmerz fühlte er im Kopf und brennender Durst quälte ihn. Lebte er noch? War er tot? War er wirklich tot und in der Hölle? Er hörte Stöhnen und Achzen von allen Seiten, und markdurchdringende Schreie.

Nun waren zwei neben ihm. Sie bückten sich und sprachen etwas in einer Sprache, die er nicht verstand. Sie wollten ihn aufheben. Entsetzt versuchte er, sich zu wehren, wurde aber wieder ohnmächtig.

Dann — wie lange Zeit verflossen sein mochte, wußte er nicht —, ward er abermals wach und sah, daß er in einem sauberen Feldbett lag. Es standen noch viele andere Betten in dem großen Zelt, und grau gekleidete Männer, die alle am Arm ein rotes Kreuz trugen, gingen von einem zum andern.

Er war also nicht tot und nicht in der Hölle. Aber wo war er? Ein hochgewachsener Mann mit blondem Vollbart, in weißem Leinentittel, trat an sein Lager, griff nach seinem Puls und fragte, wie es ihm gehe.

Obgleich er russisch sprach, hörte Pjotr doch, daß es kein Russe war. Er war also wirklich bei den Feinden — hilflos!

Alle Dinge, die man ihm von den Deutschen erzählt hatte, fielen ihm ein. Flehentlich bat er um Schonung — man habe ihn in den Krieg gezwungen —

Barich, aber nicht ohne Gütmütigkeit fuhr der Deutsche ihn an:

„Esel —, du siehst doch, wir wollen dich heilen! Halt stille!“

„Was wird mit mir geschehen, Herr?“

„Erst nehmen wir dir die Kugel heraus und heilen dich! Dann wirst du ins Gefangenenerlager geschickt und bleibst dort, bis der ganze Krieg vorüber ist!“

„Und wenn der Krieg zu Ende ist, Herr?“

„Dann gehst du mit den andern nach Hause!“

Nach Hause! Nach Hause! Heim, zu Marja, zur Mutter und dem Pferdchen! Gott würde die drei ja auch nicht umkommen lassen, nachdem er ihn hier so gnädig errettet hatte —!

Ein seliges Lächeln glitt über die groben Züge des armen Muschil, als er das Haupt auf das blau-weiß gewürfelte Kissen zurückgleiten ließ, und sanft wie ein Kind einschlummerte.

Frau Morgenstunde.

Alles Fleisch, der männlich schätzenswerteste, ist morgendlich: und er gewährt den ganzen Tag Nahrung, Schonen, milder Stunden Bollgenuss. Goethe.

Für Erklärung muß ich vorausschicken, daß ich ein eingefleischter Langschläfer bin. Aus Gewohnheit oder aus Bedürfnis, darüber will ich nicht entscheiden. Meine Langschläferei datiert schon aus der Zeit, wo mir der Arzt wegen hochgradiger Blutarmut Langeschlafen verordnete und mich morgens von der ersten Schulsunde dispensieren ließ. Diese Gewohnheit glitt dann so leicht aus der Schulzeit in mein späteres Leben hinüber. Mein lieber Mann, der mich verwöhnt, wo er nur kann, brachte es nicht übers Herz, mich morgens aus holden Träumen wachzurütteln. Lautlos machte er Toilette, um mich nicht zu stören, trank hastig den aufgewärmten Kaffee, hauchte färlisch und leise einen Guten-morgentau auf meine Stirn, für den ich in halbem Traum immer mit glüdlichem Lächeln dankte, und zog geräuschlos die Türe ins Schloß. Wie wonnig war es, wenn ich dann aus halbgeöffneten

Sibern der Morgensonne zublinzelte, mich tiefer in die weichen Kissen kuschelte und schnell wieder in tiefen Schlaf versank.

Trotz alledem kann ich nicht behaupten, daß ich diesen Zustand, außer morgens im erwachten Augenblick, ideal fand. Wenn ich auch die späten Abendstunden zu Hilfe nahm, um alle meine Pflichten zu erledigen, so blieb doch manches, was mir auf der

Verzierbild.



Heute kommt mein Sohn, sollte er nicht schon in der Nähe sein?

Schluß. Als ich das erstemal meine neue Wohnung besichtigte, mußte ich noch auf Brettern herumklettern und konnte mir schwer ausmalen, daß aus diesem wüsten Chaos ein menschliches Heim entstehen könne. Aber wie angenehm war meine Überraschung, als ich kurz vor meinem Umzuge sie wieder besichtigte. Sie sah wirklich jetzt wie ein kleines Schmuckkästchen aus. Als gute deutsche Hausfrau schenkte ich natürlich der Küche ganz besondere Aufmerksamkeit. Aber kaum hatte ich sie betreten, als ich mich verblüfft nach meinem Manne umsah. Hatte hier ein netter Kobold sein Spiel getrieben? Aber den weißen Nacheln des Herdes prangte in großen Buchstaben:

„Morgenstunde hat Gold im Munde!“

Und weiter sah ich: Rundum oben an den Wänden lief ein hübsch bemalter Fries entlang, den die Worte schmückten: Morgenstunde hat Gold im Munde. Ich habe meinen Mann noch heute stark im Verdacht, daß er sich einen harmlosen Scherz erlaubt hat, indem er Maler und Töpfer zu dieser eindringlichen Äußerung ihrer Lebensweisheit inspirierte. Denn in all den anderen Wohnungen, die ich, neugierig geworden, besichtigte, war zu lesen: Eigner Herd ist Goldes wert.

Aber nun stand es einmal da. Tag für Tag, wenn ich morgens um zehn Uhr die Küche betrat, mußte mein Auge unweigerlich, wohin es auch blickte, auf die goldig gepriesene Morgenstunde fallen. Das war fatal. Ja, es war mehr als das, es wirkte beschämend, beunruhigend, aufreizend. Ich wandte, wenn ich morgens, oder richtiger vormittags, in die Küche kam, ostentativ mein Auge zum Fenster, aber wenn ich mir den Morgenkaffee zubereitete, war es doch wieder da, aufdringlich, beredt: Morgenstunde hat Gold im Munde.

Wie mit Widerhaken setzte sich jedes einzelne Wort in meinem Hirn fest, saugte sich ein, umspann meine Gedanken, verfolgte mich tagaus, tagein. Ich sah förmlich die Morgenstunde als dralles, junges Ding vor mir, wie sie den Mund öffnete und zwischen-blickenden Zahnreihen ein Strom glühenden Goldes hervorrieselte. Ganz in Sonnenschein und Licht getaucht war das junge Weib. Ihr Kleid leuchtete wie Morgenröte, und in ihren Augen blitzte der Schelm, der mir spöttisch zuzwinkerte: Langschläfer du!

Mitunter breitete sie all ihre Herrlichkeiten vor mir aus und raunte und erzählte von ihrem weiten, wunderschönen Reich. Vom Erwachen der Vögel, von Lerchenschlag, von taufrischen Wiesen, von purpurner Morgenröte, flaumzarten Wölkchen, von glitzernden Seen, die die Sonne wachküßt, von ahnungsreichem Hoffen und frischfröhlichem Schaffen.

Ärgerlich suchte ich die freundliche Mahnerin aus meinen Gedanken zu verschleichen. Sie ging auch. Aber pünktlich beim nächsten Erwachen stand sie wieder an meinem Bett und lockte und schmeichelte, drohte und warnte, daß ich gar keine Ruhe vor ihr hatte.

Nach vierzehn Tagen hatte sie mich wirklich so weit, daß ich mir sagte: „Na, versuchen kannst du's ja mal. Gefällt dir's nicht oder fühlst du dich nicht wohl dabei, kannst du es ja jeden Tag wieder aufgeben.“

Und ich versuchte es, das Frühaufstehen. Ich muß ehrlich gestehen, es wurde mir höllisch sauer. Ich hatte nicht geahnt, daß es so schwer sei, sich pünktlich zu einer bestimmten Zeit aus den weichen Federn zu erheben.

Mein Mann war sprachlos. Ich sah ihm zum ersten Male beim Morgenkaffee schmunzelnd angezogen auf dem freundlich gedeckten Balkon gegenüber, den der Morgensonnenstrahl streifte, und schenkte ihm den frisch gekochten Kaffee ein. Sein liebes Gesicht war ganz verklärt von lachendem Sonnenschein. Da schämte ich mich in tiefer Seele, daß ich so viel Freude all die Jahre hindurch mir und meinem Manne entzogen hatte. So viel Freude! Heute würde er gewiß zu seiner Berufsarbeit ein freundlicheres Bild mitnehmen, da ihm am Morgen die Liebe lächelnd das Geleit gegeben hatte.

Aber noch mehr angenehme Überraschungen harrten meiner. Programmgemäß sollte die erste Stunde für einen Morgen-spaziergang freibleiben. So hatte es mir „Frau Morgenstunde“ anbefohlen, damit ich auch wirklich all ihrer Herrlichkeiten teilhaftig würde. Ihr Rat war gut. Was für Stärkung und Erquickung trank ich in mich hinein, als ich zum ersten Male in früher Morgenstunde durch die frisch betauten Wiesen und den unberührten Wald schritt. Wie fröhlich flog dann die Arbeit, als ich nach Hause kam. Und wieviel Zeit blieb mir, wieviel Zeit! Wie ruhig und behaglich konnte ich nun allen meinen Pflichten nachkommen, ja sogar noch eiliches darüber hinaus tun. Ein paar Briefe, die ich mir schon für die Nachstunden zurückgelegt hatte, konnten an einem Tage erledigt werden, es blieb mir Zeit zu Besuchen, zum Ausbessern der Wäsche und Garderobe und — o Wunder der Wunder! — sogar zum Lesen! Was mir bisher immer als Diebstahl an meiner Zeit erschienen war, nun durfte ich die heißbegehrte Frucht, die ich mir nie gegönnt hatte, in köstlicher Ruhe genießen.

Und mein lieber Mann war glücklich, so glücklich!

Ich habe ihn nicht gefragt, ob er den glückbringenden Spruch in der Küche hat anbringen lassen, aber tat er's, so bin ich ihm von ganzem Herzen dankbar dafür. Denn wenn ich jetzt beim ersten Morgensonnenschein in die Küche trete, dann lacht er mich so recht fröhlich und heiter an, und „Frau Morgenstunde“ grüßt mich wie eine alte, liebe Bekannte. Und von Tag zu Tag wird sie mir lieber und teurer.

Gertrud Wehbal.

Selbständigkeit.

Von Johanna Junf.

(Nachdruck verboten.)

Von meinem Fenster aus sehe ich auf ein kleines Friseur-geschäft. An den Sonntagen strömt hinter weißen Gardinen eine saubere, junge Frau, frisch und lachend, ein Bild kleinbürgerlicher Gemütlichkeit. Jetzt sind die Rollläden herabgelassen. „Zu vermieten“, kündigt der rote Zettel.

„Das letzte Aufgebot des Landsturms hat meinen Mann verlangt. Die Gehilfen holte der Sanitätsdienst. Ich verstehe nichts vom Geschäft. Ich gehe zu meinen Eltern zurück!“

„Und nachher?“ fragte die mit ihr Gehende.

„Nachher? Ja, ich weiß nicht!“

In dem Zigarrenverkauf an der Ecke bedient die Inhaberin. Der Mann kämpft seit den Augusttagen im Felde. Sie sucht bereitwillig für jeden Geschmack Zigarren und Zigaretten für Liebesgaben aus, gibt Ratschläge und zeigt für alle Kunden Aufmerksamkeit.

„Sie waren wohl früher auch in einem Geschäft?“ fragte ich.

„Ach nein, nur wie es hieß, daß es Krieg gäbe, daß ich meinen Mann, mich in seinen Betrieb einzuweihen. Unser Geschäft ist nicht groß, aber es nährt uns doch. Und das gibt man nicht gern auf. Das Hauswesen und die Kinder versteht meine alte Mutter. Ich habe versucht, alles zu lernen, was notwendig war. Es geht schon mit etwas gutem Willen! Und sehe ich meinen Mann wieder, dann freut er sich doppelt, daß sein Erwerb ihm geblieben.“

Zwei Frauen. Die eine schwach, latentlos, die andere mutig, voll Tatkraft. Und dabei war der einen doch eine große Spanne Zeit geblieben, sich einzuarbeiten. Sie war gesund und jung.

Unserer Frauenbewegung vornehmstes Bestreben ging darauf hin, denkende, selbständige Frauen heranzubilden. Bei vielen ist es erreicht. Der Krieg hat die Probe auf das Exempel gemacht. Die Ehe ist höher zu bewerten denn als Versorgungsanstalt. Die Kameradschaft fordert, daß die eine einspringt, wenn der andere den Platz verlassen muß.

In Geschäftsbetrieben ist es im allgemeinen nicht zu schwer. Die Not der Zeit trifft die Bäuerin, die Gärtnersfrau, die Gutsherrin härter. Männer fehlen für die Landwirtschaft. Die Frauen

müssen sich mit mandern vertraut machen, was ihnen früher er-
part blieb. Der Bäuerin wird es am leichtesten sein, Gespürkräfte
heranzubilden. Sie stand meist Schulter an Schulter mit dem
Manne. Da lebt in der Wart, am Finow-Kanal, eine junge
Bäuerin. Der Mann, der Vater streiten für Deutschland.
Morgens um vier Uhr steht sie auf, fährt mit der Egge und anderen
Geräten auf ihrem Wagen einige Stunden durch den Wald zum
Ader. Ihr Essen besteht aus Brot und Sped. Abends, wenn sie
heimkommt, ist ihr Stuhl Land und das der Eltern bestellt. Sie
besorgt noch das Vieh und geht dann zur Ruhe. Das ist eine Kraft-
natur; solche gib es nicht viele. Sie freut sich ihrer starken Arme
und schreibt glückliche Briefe ins Feld. Und der Mann
draußen liebt glänzenden Aus-
ges von der heimatlichen
Scholle.

Die Gutscherrin hat es
schlimmer. Wenn sie sich
nicht aufrüttelt, geht die
Wirtschaft den Abwärts-
gang. Es sind ja, Gott sei Dank,
nicht alle Frauen verwöhnt,
denn jeder Tag hatte Pflich-
ten. Die Mamsell steht der
Milchkammer und der Ge-
flügelzucht vor. Aber der
ganze übrige Betrieb wartet
auf seine Herrin. Jede, die
die Sorgen stets dem Mann
allein überließ, muß es heute
bitter büßen. Sie hat Nach-
barn, Freunde. In der Not
gehen Tausend auf ein Lot.
Gerade im Kriege wachsen
die, die Nutzen aus den Sor-
gen anderer ziehen, wie die
Pilze nach dem Regen em-
por. Das muß sie erwägen
und vorsichtig sein. Wenn
die Gutscherrin nicht früher
schon daran dachte, Kenntnisse zu sammeln, jetzt ist die Zeit vor-
über. Und doch muß sie um die Geheimnisse der Aderwirtschaft,
des Säens, Düngens, der sachgemäßen Viehhaltung usw. wissen.
Daher ist der Gedanke angeregt worden, daß von den landwirt-
schaftlichen Vereinen der Provinz abendliche Unterrichtsstunden ein-
geführt werden sollen; natürlich gerade für die Gegenwart passend,
alles in Betracht ziehend und ausnützend. Daß zu Kriegszeiten
andere Richtlinien gezogen werden als im Frieden, begreift der
Laie. Die völlige Ruhigmachung mancher Erzeugnisse ist jetzt
einträglicher und entspricht mehr den allgemeinen Zwecken. Da-
rüber muß die Gutscherrin belehrt werden. Mit der Theorie ist
nicht geholfen. Jeder Besitz verlangt seine eigenen praktischen
Ratschläge. Hier können vielleicht Wanderlehrer oder Lehrerinnen
an den Winterschulen helfend eingreifen. Wie das am besten zu
machen wäre, sagt jeder Lokalverein. Das muß aus der Praxis
für die Praxis kommen. Sind erst einige Anregungen gegeben, so
finden kluge Köpfe leicht den richtigen Weg, der zum Ziele führt.

Für die Frauen bedeute der Krieg eine Kraftprobe. Von
ihnen wird Großes gefordert. Man fordert ihre Angehörigen,
man fordert ihre ganze Arbeitsfähigkeit. Aber der Krieg macht
auch stark. Er führt alle Kräfte zum Licht und räumt mit dem
Ruglosen auf. Spätere Geschlechter müssen einmal stolz auf die
Frauen von 1914 sein!

Allerlei

Scherzfrage. „Welcher Unterschied ist zwischen einem Progen und
einem Luftballon?“ Antwort: „Der Progen kommt zuerst in die Höhe und
wird dann aufgeblasen — beim Luftballon ist es umgekehrt.“

König Alfonso XII. von Spanien besuchte einst inognito ein kleines
Theater Madrids. Als er von seinem Begleiter gerade in dem Momente,
als ein Kellner ihnen in der Loge Limonade reichte, gefragt wurde, wie
ihm das Stück gefalle, blieb der König die Antwort schuldig und erst,
nachdem sich der Kellner entfernt hatte, erwiderte er: „Ich scheute mich
aus Hartgefühl, zu sagen, daß das Stück miserabel, weil ich befürchtete,
der Kellner könne selbst der Verfasser sein.“

Ein naiver Page. Die Königin Elisabeth Christine von Preußen, die
Gemahlin Friedrichs des Großen, nahm in den letzten Jahren ihres Lebens
den Sohn einer Offizierswitwe als Page zu sich. Der auf dem Lande
erzogene Knabe war in aller Hinsicht unerfahren. Als Page eingekleidet
bekam die Weisung, während der Tafel hinter dem Stuhle der Königin
zu sitzen und die Teller zu wechseln. Die Königin, wenn sie solche zu
wechseln wünschte, hielt ihm den Teller hin. Der Page aber ging damit

zur Seite und ließ ihn den darauffolgenden Rest schneiden, im Wahne,
daß er die Teller bloß deshalb erhalte, um sich satt zu essen. Das ging
durch vier Gänge so, beim fünften aber lehnte der Page die Annahme
des Tellers ab und rief: „Ach, Majestät, ich bin jetzt nicht mehr imstande,
nur noch einen einzigen Teller zu essen!“
K. St.

Gemeinnütziges

Die Hausfrau im Juli. Die Hausfrau hat in den heißen Tagen die Auf-
gabe, für erfrischende Speisen zu sorgen. Das Gemüse darf jetzt auf dem
Tisch niemals fehlen. Der Kopfsalat erfreut sich immer noch der größten
Bewertung. Denn je größer
und fester der Lattichkopf ist,
desto besser, saftiger und zarter
ist er auch. Die Zubereitung
hängt natürlich von dem indi-
viduellen Geschmack ab, und es
ist daher Sache jeder Hausfrau,
sich darnach zu richten oder aber
den Geschmack der Hausgenossen
durch ihre Kunst zu beeinflussen.
Neben dem Salat finden auch
andere Gemüsearten reichliche
Verwendung, namentlich frische
Kohlarten, Schoten und Erbsen-
arten, junge Schnittbohnen bie-
ten natürlich auch Gelegenheit,
die Mahlzeiten abwechslungsreich
zu gestalten. Nicht unbeachtet
dürfen die verschiedenen Beeren-
sorten bleiben. Die Heidelbeere
oder Blaubeere ist gewiß jeder
Hausfrau willkommen, da sie zu
Suppen und verschiedenen Ge-
bäcken verwendet werden kann.
Wegen ihres hohen gesundheit-
lichen Wertes, der hauptsächlich
in ihrem beträchtlichen Eisenge-
halt zu suchen ist, sollte sie in
allen Häusern reichlich genossen
werden. Die Wald- und Garten-
beeren sind als Nahrungs- und
Genusmittel ebenfalls hochzu-
schätzen. Da sie sehr aromatisch



Italienische Truppen: Offiziere und Mannschaften der Veriaglieri.
Felduniform. Paradeuniform.

sind, werden sie hauptsächlich als Dessertfrüchte benutzt. Dazu kommen noch
die Stachel- und Johannisbeeren, die jetzt der Garten in großer Zahl bietet.
Beide können sowohl als Kompott dienen wie roh gegessen werden. Die
Himbeeren werden hauptsächlich als Dessertfrüchte benutzt. Sämtliche Be-
erenfrüchte können auch zur Konserve-, Saft- und Geleebereitung verwendet
werden. Stachel- und Johannisbeeren dienen auch vielfach zur Weinberei-
tung. So findet die Hausfrau in diesem Monat also viel zu tun, wenn sie
sich für den Winter einen Vorrat an Konserve usw. beschaffen will. Und
das sollte sie nicht veräumen, da sie dadurch in den Stand gesetzt wird, in
der kalten Jahreszeit den häuslichen Tisch reizvoller zu gestalten. S. W.

Blumentocht wird besonders schön und zart, wenn er in feuchter Luft
aufwachsen kann. Deshalb sollte möglichst täglich gewässert werden.

Logogriff.

Als Räuber ist's mit F bekannt,
Mit L ist's nahe ihm verwandt.
Julius Fald.

Quadraträtsel.

A	A	C	D
F	L	L	M
M	O	O	O
O	O	O	R

Die Buchstaben des vor-
stehenden Quadrates sind so zu
ordnen, daß die entsprechenden
paarweisen und kettweisen
Reihen gleichlautende Wörter
ergeben. Die Wörter bezeich-
nen: 1) Stadt und See gleichen
Namens in Italien. 2) Ein fos-
metisches Mittel. 3) Ein altes
militärisches Spiel. 4) Einen nor-
wegischen Vornamen.

Julius Fald.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Worträtsels: Berg, Werk, Bergwerk. — Des Bilderrätsels: Schornsteinfeger.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben
von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.